SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ich, du und alle die anderen: zum Wechselverhältnis von Intimität, Selbstbild und sozialer Bindung

Schwietring, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Schwietring, T. (2008). Ich, du und alle die anderen: zum Wechselverhältnis von Intimität, Selbstbild und sozialer Bindung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 4372-4378). Frankfurt am Main: Campus Verl. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-154905

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Ich, du und alle die anderen. Zum Wechselverhältnis von Intimität, Selbstbild und sozialer Bindung

Thomas Schwietring

Dass die Darstellung und Inszenierung von Intimität eines der großen Themen unserer Gegenwart ist, dürfte niemand bezweifeln, der ein wenig in den Zeitschriften im Wartezimmer seines Zahnarztes geblättert, die Werbeplakate auf den Straßen betrachtet oder sich durch die Talkshows, Doku-Soaps oder Container-Serien der privaten und öffentlichen Fernsehkanäle gezappt hat. Und wer sich im Internet bewegt, mag sich manchmal fragen, ob es überhaupt noch andere Themen gibt, die Menschen bewegen. Intimes ist einer der Quotenbringer und Werbeträger schlechthin. Intimes ist in aller Munde und vor aller Augen, und es ist leichter, intime Details zu erfahren als ihnen aus dem Weg zu gehen. Es wäre aufschlussreich zu zählen, wie oft wir im Laufe des Tages, als Fußgängerin, Leser, Fernsehkonsumentin oder Surfer, mit Bildern und Aussagen konfrontiert werden, die zum Themenfeld Intimität gehören. Noch interessanter aber wäre es zu wissen, wie oft im Laufe eines Tages unsere Gedanken um Fragen unserer eigenen Intimität kreisen.

Das Thema dieses Beitrags ist jedoch nicht die Inszenierung von Intimität als solche, sondern das Verhältnis von Theatralisierung und Subjektivität, genauer gesagt die Rolle, welche die Theatralisierung von Intimität für das Verhältnis von Selbstbild und sozialer Bindung spielt. Der Titel meines Beitrags enthält hierzu in sehr knapper Form eine allgemeine These, die ich im Folgenden erläutern möchte.[1] Es geht mir also nicht um eine Analyse der (medialen) Inszenierungen, sondern um die Frage, welche Bedeutung die enorme Bedeutung von Intimität in unserer Gesellschaft hat.

---

1 Kurze Zeit nachdem ich mir den Titel überlegt hatte, bin ich auf den Film »Ich und Du und alle die wir kennen« von Miranda July (2005) gestoßen. Der Film behandelt ein verwandtes Thema, aber von einer anderen Seite aus: Wie sind unter den Bedingungen anonymer Großstädte und überbordender gesellschaftlicher Erwartungen an Intimität und Sexualität authentische intime Beziehungen möglich? Darin ähnelt er dem Roman »Vox« von Nicholson Baker von 1992, der sich dieser Frage vor dem Hintergrund von Partnerbörsen und Chatrooms (damals noch telefonisch, heute eher über das Internet) befasst. Aber diese Fragerichtung ist für die Soziologie schwer zu verfolgen.

Intimität und Selbstverwirklichung aus der Sicht der Lebenswelt

Intimes ist nicht nur überall präsent, sondern es betrifft jeden Einzelnen und ist insofern ein überaus positiv und stark mit Sehnsüchten, Wünschen, Phantasien und Energien, aber auch mit Fragen und Ängsten besetztes Thema. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir unser Selbst im ›Inneren‹ suchen und dieses Innere für etwas Kostbares halten, sagt bereits viel über unsere lebensweltliche Vorstellung vom Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft, von Intimität und Sozialität. Intimität hat Teil an dem wohl wichtigsten Wert und Ziel moderner Gesellschaften, dem der Selbstverwirklichung. Selbstverwirklichung bedarf in unserer Zeit keiner Rechtfertigung, aber sie rechtfertigt alles andere. Nicht das gute, das gerechte, das tugendhafte oder das heldische, nicht einmal mehr das ökonomisch erfolgreiche Leben ist das oberste Ziel, sondern das erfüllte, in dem man sich selbst verwirklicht. Natürlich kann man sich auch heute moralischen Werten, großen Ideen oder religiösen Überzeugungen verschreiben, aber man tut dies aus einem bestimmten Motiv heraus: Man tut es, weil man das Gefühl hat, dass das soziale Engagement oder die religiöse Erfahrung »einem etwas gibt«: Selbstverwirklichung nämlich.

Zu einem erfüllten Intimleben gehört aber nicht nur die Entfaltung des Selbst, sondern auch ein Gegenüber. Wenn man von Intimität spricht, geht es immer auch um Liebe, Partnerschaft und Sexualität als wesentliche Elemente der Selbstverwirklichung. Sie sind jener Bereich, der (per definitionem) besonders dicht an der eigenen Persönlichkeit angesiedelt ist und in dem sich daher die Entfaltung »innerster« und somit besonders kostbarer Bezirke des eigenen Selbst vollzieht. So denkt zumindest die lebensweltliche Auffassung von Intimität und Selbst. Es herrscht ein allgemeiner Konsens darüber, dass ein erfülltes Intimleben ein zentrales Lebensziel ist, und zwar losgelöst von allen sekundären Rechtfertigungen und Zwecksetzungen wie Familiengründung, häusliche Arbeitsteilung, Ehe und Moral, und aufs Ganze gesehen auch losgelöst von den Formen des Intimlebens, die man für legitim und moralisch akzeptabel hält.

Die Intimsphäre gilt als jener Bereich, in dem Menschen ihr Eigenstes und Innerstes unverfälscht und frei von sozialen Zwängen entfalten können. Und Intimbeziehungen haben demnach eine Sonderstellung, weil an sie der Anspruch geknüpft ist, das Höchstpersönliche und eigene Innere mit einem Gegenüber zu verknüpfen, und die daraus resultierende Beziehung vereint das Subjektive mit dem Gemeinsamen, das sorgsam gehütete Selbst mit einem Gegenüber.

Intimität meint in jedem Fall das genaue Gegenteil von Öffentlichkeit, wenn man, was nicht selbstverständlich, aber heute lebensweltlich üblich ist, Öffentlichkeit als Bereich des an Erwartungen, Normen, Werten, bewusster Zurschaustellung und sichtbarer Fassade (der Vorderbühne) orientierten sozialen Handelns versteht. Nicht die Person des öffentlichen Lebens, der vorzeigbare oder gar vorbildhafte

Charakter, die (verdiente) Anerkennung oder zumindest die errungene soziale Position gelten als das letztlich erstrebenswerte Ziel der Selbstverwirklichung und als das Maß einer entfalteten Persönlichkeit, sondern die Suche nach dem Selbst in unserem Inneren, die Selbstentfaltung aus den tiefen und unverwechselbar eigenen Schichten unserer Subjektivität.

Dies ist, in verknappt skizzierter Form, jene lebensweltlich wirksame und das Selbstempfinden kennzeichnende Auffassung von Intimität und Selbst, die typisch für moderne Gesellschaften ist und von der meine weiteren Überlegungen ausgehen.

Historisierung von Intimität

Soziologisch betrachtet ist entscheidend, dass die skizzierte Auffassung von Intimität, das Bedürfnis nach einer Intimsphäre und der hohe Stellenwert einer Intimbeziehung zur Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit das Ergebnis sozialer, genauer: geschichtlicher Wandlungsprozesse sind. Genauso wie der hochindividualisierte Begriff des modernen Subjekts ist Intimität das Ergebnis einer sozialen (einer soziogenetischen und psychogenetischen, um Begriffe von Norbert Elias aufzugreifen) Entwicklung. Die Idee der Intimität speist sich sogar aus den gleichen historischen Quellen wie die Individualisierung.

Die Individualisierungsthese findet sich in verschiedener Ausprägung bei vielen soziologischen Autoren (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990; Giddens 1993; Hondrich 2004). Die Verknüpfung von Intimität und Individualität, den Zusammenhang zwischen der fortwährenden Reflexion über das aus dem eigenen Inneren entspringende (sexuelle) Begehren und der Ausbildung des spezifisch modernen Subjekts hat besonders Michel Foucault (1977) herausgearbeitet. Foucault bezieht damit gegenüber anderen Autoren eine Meta-Position.

Elias (1976) beispielsweise hat die zivilisationsgeschichtliche Verlagerung von äußerem Fremdzwang in innere Selbstkontrolle untersucht, aus der letztlich dann Selbstbestimmung und somit auch Individualität hervorgehen konnten. Siegmund Freud sah dies skeptischer und wertete zugleich die unbestimmten inneren Triebkräfte, die durch Ich und Über-Ich in einem stets gefährdeten Balanceakt reguliert werden müssen, zu verdrängten, aber zentralen Momenten von Subjektivität auf. Herbert Marcuse (1965) erweiterte dies zu der einflussreichen Denkfigur, wonach die gesellschaftlichen Bedingungen über Entfaltung oder Repression von Trieb und somit Subjektivität entscheiden. Für Foucault sind diese Theorien ebenso wie die pädagogischen, medizinischen und juristischen Erkundungen und Regelungsversuche der Sexualität, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert finden, Ausdruck eines großen Diskurses, der sich um »den Sex« dreht, der eben nicht nur reguliert und

kontrolliert, sondern vor allem genauestens erforscht, belauscht und zum Sprechen gebracht werden muss. Letztlich resultiert daraus für das moderne Subjekt ein permanenter »Geständniszwang« hinsichtlich seiner eigenen Triebe und Wünsche; zunächst nach außen, schließlich aber, was viel unausweichlicher ist, nach innen, vor sich selbst. Und dieser Prozess, das ist die Pointe, hat das moderne Subjekt überhaupt erst als das hervorgebracht, was es ist.

Foucault sah als treibende Kraft für diese Entwicklung den »Willen zum Wissen«, wie er sich in der immer weiter in das Subjekt vordringenden wissenschaftlichen Forschung, den daran anknüpfenden pädagogischen, sozialpolitischen und juristischen Bemühungen um Regulierung von Sexualität (im weitesten Sinne) und den entsprechenden gesellschaftlichen Institutionen manifestierte. Auch dort, wo diese Bestrebungen, Regeln und Institutionen auf die Unterdrückung, Verdrängung und Leugnung von Sexualität zielten, lag ihre Funktion, historisch betrachtet, letztlich darin, die Beschäftigung mit dem eigenen Inneren anzuheizen.

Im Rahmen des vorliegenden Themas ergibt sich daraus eine interessante Erweiterung der Vorstellungen von Theatralisierung. Die Inszenierung von Intimität findet demnach nicht nur dort statt, wo die entsprechenden Themen und Inhalte explizit angeboten, dargestellt und ausgesprochen werden, sondern auch die Leugnung, Kontrolle, Verdrängung oder therapeutische Behandlung von Aspekten der Sexualität ist eine soziale Gestaltungsform, die sich als Inszenierung, als demonstrativer Umgang und als Präsentation verstehen lässt: Das Versteckte ist zwar verborgen, aber die Formen des Versteckens bleiben sichtbar und halten das versteckte damit mindestens unterschwellig bewusst. Demnach sind Beichte, Internat und Kaserne, Therapie und Psychiatrie, ja selbst Kloster oder Verschleierung gerade in ihrem Verbieten oder Verbergen letztlich Inszenierungen von Sexualität. Und der zuvor beschriebene aufgeladene Begriff von Individualität ist der permanenten Konfrontation mit diesen Inszenierungen geschuldet, die das Individuum unweigerlich auf sich selbst zurückwendet.

Während Foucault die Verantwortung bei den Wissenschaften, der Medizin, Psychiatrie und Pädagogik suchte, lässt sich die Fragestellung aber auch umdrehen. Unter den Bedingungen einer einmal angestoßenen Individualisierung ist das Individuum mehr und mehr auf sich verwiesen, muss sich selbst erkunden und verstehen, muss sich selbst Rechenschaft ablegen. Demnach wäre das moderne Subjekt nicht nur das Produkt des »Willens zum Wissen«, sondern die verschiedenen Wurzeln der Individualisierung hätten den Willen zum Wissen angestoßen und immer weiter vorangetrieben.

Im Ergebnis erweist sich die Entgegensetzung von authentischer Intimität einerseits und öffentlicher Inszenierung andererseits demnach als falscher Gegensatz. Lebensweltlich arbeiten wir uns ununterbrochen an diesem Gegensatz ab. Aus der

soziologischen Distanz heraus sind beide Seiten jedoch Ausdruck des gleichen Prozesses, der gleichen Besessenheit von der Suche nach dem inneren Selbst.

Intimbeziehungen

Die intime Selbstbefragung und die Konstitution des individualisierten Subjekts aufeinander zu beziehen, ist nur die eine Hälfte, denn zur Komplettierung des Intimlebens gehört eine Intimbeziehung. So sehr es die moderne Subjektivität kennzeichnet, die Wahrheit seines Selbst tief im eigenen Inneren zu suchen, so unvollständig erscheint das Finden dieser Wahrheit ohne ein intimes Gegenüber, das sie bestätigt. In dem gleichen Prozess der Individualisierung, in dem sich das Subjekt aus der unhinterfragten Bindung an Gemeinschaften löst und auf Distanz zu Anderen geht, entsteht eine neue Form der Bindung: die Intimbeziehung. Natürlich übernimmt sie zunächst auch Elemente überkommener Vergemeinschaftung. So leben in der modernen Ehe Elemente der alten Großfamilie weiter, etwa die Daseinsfürsorge und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung; und mit der Hausfrauen-Ehe hat letztere sogar eine spezifisch moderne Ausprägung gefunden. Aber im Kern geht es doch um etwas Neues und Grundverschiedenes. Mit der modernen Liebessemantik, wie Niklas Luhmann (1982) sie ausführlich beschrieben hat, entsteht ein mit Erwartungen aufgeladener Typus von Beziehung: Alle Seiten des individualisierten Selbst, auch die noch gar nicht hervorgetretenen, sollen von einem Gegenüber angenommen und bestätigt werden. Und umgekehrt werden alle Seiten der Persönlichkeit des Anderen, alle Wünsche und Äußerungen auf eine Weise für relevant genommen, die unmittelbar das eigene Selbst betrifft. In dem Ideal der Liebesbeziehung liegen damit zugleich seine Konflikte begründet. Wenn jede Regung des Gegenübers relevant für mich ist, und ich zugleich Anerkennung für alle Seiten meines Selbst erwarte, entsteht ein hohes Konfliktpotential. Zugleich aber dürfen sich die Subjekte, gemäß der eigenen Erwartungen an ihre intime Beziehung, nicht auf allgemeine Muster, Regeln oder Normen verlassen. Authentizität der intimen Beziehung verlangt, dass die Individuen sie ganz allein und aus eigener Kraft, ganz individuell gestalten.

In dem absoluten Ideal der Liebesbeziehung ist daher auch schon die Erscheinungsform angelegt, in der Intimbeziehungen heute stattfinden. Erfüllt die Beziehung nicht die hohen Ansprüche, gerät sie etwa in Konflikt zur Selbstverwirklichung, bietet sich als Alternative immer die Auflösung der Beziehung. Die Brüchigkeit und zeitliche Begrenzung von Intimbeziehungen unter dem Druck der Liebessemantik ist in eben dieser Semantik schon mit angelegt. In dem Maß, wie Liebe und Partnerschaft zentrale Elemente der Selbstverwirklichung sind, sind die

intimen Beziehungen in gleicher Weise einer permanenten Befragung ausgesetzt wie das eigene Selbst.

Die Intimbeziehung korrespondiert mit einer bestimmten Form von Sozialität. Der hoch aufgeladenen, aber auch konfliktträchtigen und brüchigen intimen Paarbeziehung, in der das individualisierte Subjekt sich selbst bestätigt zu finden hofft, entspricht ein Wandel der sonstigen sozialen Beziehungen. Der alle Erwartungen und Energien in sich konzentrierenden persönlichen Beziehung stehen anonyme, funktionale und unpersönliche Beziehungen der Subjekte in der Gesellschaft gegenüber. Eine frühe Diagnose dieses Wechselverhältnisses von Intimität und Sozialität findet sich bei David Riesman (1958). In noch pointierterer Form und mit stärkerem Bezug auf die öffentliche Thematisierung des Intimen hat Richard Sennett (1982) die These vertreten, dass die »Tyrannei der Intimität« das öffentliche Leben und damit die Erfahrung der Individuen als gesellschaftliche Subjekte untergrabe. Dies gefährde letztlich den Zusammenhang von Gesellschaft als solcher.

Intimität und Sichtbarkeit in der medialen Darstellung

Vor dem Hintergrund dieser Diagnosen lassen sich Fragen nach dem Neuen an neuen Formen von Intimität und Sozialität stellen, die sich durch die elektronische Kommunikation und virtuelle Vergesellschaftung ergeben. Ihr gemeinsames Merkmal ist, dass es in ihnen um die reine Darstellung geht, ohne körperliche Präsenz und ohne Anspruch auf Authentizität. Natürlich kann man diesen Anspruch auch erheben oder versuchen, Authentizität mit den technischen Mitteln zu inszenieren (Fischer-Lichte/Pflug 2000; Knieper/Müller 2003). Aber in den technischen Medien, in den Bildern des Kinos wie des Fernsehens und erst recht in den digitalen Bildern des Internets ist keine Unterscheidung zwischen Realität und Simulation, Sein und Schein angelegt (Willems 2001). Und es gibt gute Gründe anzunehmen, dass die Nutzerinnen und Betrachter dies wissen, akzeptieren und produktiv damit umgehen (Bolz 2002).

Mit der Entwicklung von Massenmedien, insbesondere Bildmedien, angefangen bei den Illustrierten des frühen zwanzigsten Jahrhunderts über das Fernsehen bis hin zum Internet, hat die Inszenierung und Darbietung von verschiedenen Aspekten der Intimität vor einer breiten Öffentlichkeit eine Qualität und Dynamik gewonnen, die sich von der vorherigen Geschichte abhebt. Es gibt wenig, das es in Illustrierten nicht zu sehen gab, und dennoch waren es die technischen Bildmedien, die einen Durchbruch in der omnipräsenten Sichtbarkeit des Intimen mit sich brachten. Nach einer langen Anlaufphase brachte die Einführung des Kabel- und Satelliten- und damit des Privatfernsehens (in Deutschland am 1. Januar 1984) hier-

für einen ersten wesentlichen Schub. Die mediale Inszenierung von Intimität, von Nacktheit und Sexualität und Tabuthemen verschiedener Art, spielte auf den neuen privatrechtlichen und damit gewinnorientierten Sendern von Anfang an eine wichtige Rolle, um Aufmerksamkeit und Zuschauerzahlen zu generieren. Rückblickend kann man fast sagen: Je intimer das Detail oder die körperliche Praxis, desto marktgängiger ist die mediale Darstellung (Greiner 2000; Türcke 2002). Interessant ist dabei die Tendenz, Intimität und Alltäglichkeit zu verbinden, also nicht etwa nur Spielfilme mit erotischem Inhalt zu zeigen, sondern in neuen Formaten wie den Talk-Shows ›normale‹ Menschen Aspekte ihrer Intimsphäre thematisieren oder sogar darstellen zu lassen, etwa in den so genannten Doku-Soaps: von »Real World« (1992 auf MTV) bis hin zu »Big Brother« (die erste Staffel startete 2000 auf RTL 2).

Hierbei handelte es sich wohl nur selten um die Realisierung eines emanzipatorischen Impetus oder einer medialen Utopie (im Sinne von Berthold Brechts Radio-Theorie, die jeden nicht nur zum Empfänger, sondern auch zum Sender zu machen versprach, oder im Sinn Andy Warhols, der sich von der Video-Technik versprach, jede und jeder könne nun für 15 Minuten ein Star sein). Sondern treibende Kraft dürfte einerseits die Verwertungslogik marktorientierter Massenmedien sein, die auf Skandal und Tabubruch zur Generierung von Aufmerksamkeit setzt, verbunden mit dem Kostenvorteil solcher Formate, denn beispielsweise Talk-Shows sind, verglichen mit Reportagen oder gar Spielfilmen, ein sehr billig zu erstellendes Fernsehformat, und andererseits Neugier und Sensationslust auf Seiten des Publikums.

Diese nur rund 20 Jahre währende Entwicklung hat das Verhältnis von Öffentlichkeit und Intimität auf eine schwer einzuschätzende, aber deutliche Art verändert, hat Scham- und Akzeptanzgrenzen verschoben und prägt durch die pure *Sichtbarkeit* unser Verständnis von dem, was im Bereich der Intimität möglich, wünschbar und zulässig ist, möglicherweise weit mehr als jede argumentative oder moralische Kontrolle. Und sie hat damit das Feld bereitet für einen Wandel in den Formen von Intimität und Sozialität.

Der Grund, zwei der gewichtigen Tendenzen unserer Gegenwart aufeinander zu beziehen: auf der einen Seite die enorme Bedeutung der Suche nach Intimität, authentischer Subjektivität und innerer Selbstverwirklichung und auf der anderen Seite die Faszination für mediale Inszenierung und Virtualisierung, die Verwischung von Sein und Schein, liegt aber nicht nur darin, dass die medialen Inszenierungen oft intime Inhalte präsentieren, sondern dass die handelnden Subjekte die virtuellen Kanäle und Bühnen nutzen, um ihre eigenen Intimität zu entwerfen, mit ihr umzugehen, sie auszubreiten und auszuleben.

Virtuelle Intimität und mediale Kommunikation

In unserer Gegenwart beobachten wir, was in dem Moment geschieht, in dem eine Technik bereitsteht, die Menschen tatsächlich auf breiter Front nicht nur zu Empfängern beliebiger Medieninhalte, sondern zu Sendern, also zu Akteuren macht. Dies geschah rein technisch bereits mit der Etablierung des World Wide Web (das Hypertext-System des World Wide Web entstand 1989, der erste bildfähige HTML-Browser »Mosaic« wurde ab 1993 verbreitet), so dass theoretisch jede Person eigene Seiten ins Netz stellen konnte. Die technischen Grundlagen für Newsgroups und Chats liegen sogar seit den 1980er Jahren vor. Trotz aller Euphorie gab es im WWW aber lange Zeit eine klare Grenze zwischen Anbietern und Nutzern, weil die Anforderungen an das technische Know-How zunächst zu hoch und die Geschwindigkeiten von Modemverbindungen für multimediale oder gar interaktive Inhalte zu langsam waren. Die Chat- und Newsgroup-Dienste hingegen sind zwar hochgradig interaktiv, und gerade Chats wurden von Anfang an gerade auch für intime Kommunikation mit mehr oder minder anonymen Partnern genutzt; beide Dienste erlauben aber lediglich eine textbasierte Kommunikation, keine dauerhafte und multimediale Selbstdarstellung.

Erst mit der Einführung von DSL-Anschlüssen (die ersten ADSL-Leitungen wurden in Deutschland im Jahr 1999 geschaltet) und schließlich mit der Etablierung von Nutzerplattformen im Internet, die sich ohne spezielle Softwarekenntnisse interaktiv benutzen lassen, erreichte das Internet die Qualität eines öffentlichen Treffpunktes. Die neuen technischen Möglichkeiten und das interaktive Nutzerverhalten werden oft unter dem Begriff »Web 2.0« summiert, der seit 2004 Verbreitung findet (vgl. O'Reilly 2005). Damit sind verschiedene Formen des »user generated content« gemeint. Es geht um verschiedene technische Plattformen, auf denen Nutzerinnen und Nutzer persönliches Material veröffentlichen, bearbeiten und kommentieren können. Historisch gesehen, bestand das Internet natürlich gerade in seinen Anfangsjahren aus dem, was technische Enthusiasten veröffentlichten. Neu ist neben der interaktiven Veränderbarkeit durch andere Nutzerinnen und Nutzer aber, dass nun in einem ganz anderen Ausmaß persönliches Material veröffentlicht wird (Spiegel 2006), während die Nutzergruppen der frühen Jahre vor allem (technische) Informationen veröffentlichten. Das Ziel ist nun nicht mehr die Information anderer, sondern die unmittelbare Interaktion, der Kontakt, die virtuelle Bekanntschaft und Vernetzung.

Obwohl diese Techniken im Rückblick also erst wenige Jahre alt sind, haben sie sich so rasend verbreitet, dass sie zu einem der kennzeichnenden Merkmal unserer Gegenwart geworden sind. In diesem technischen Umfeld ist es interessant, einige dieser neuen Kommunikations- und Vergesellschaftungsformen hinsichtlich des Umgangs mit Intimität und der Muster intimer Beziehungen, die daraus entstehen,

genauer zu untersuchen. Hierfür bieten sich vor allem drei Typen an: Kontaktbörsen, netzbasierte soziale Netzwerke und schließlich Online-Rollenspiele.

(1) Eine technisch noch relativ unaufwendige Form sind die Kontaktbörsen, elektronische Varianten der Partnerschaftsanzeige. Das Ziel ist die elektronisch vermittelte Kontaktaufnahme, die sich, dem Anspruch nach, dann aber in der Realität fortsetzen soll. Obwohl es dafür technisch keine Gründe gibt, hegen diese Plattformen die Darstellung von Intimität stark ein, indem sie den Nutzerinnen und Nutzern enge Rahmen zur Selbstpräsentation setzen: Die Selbstdarstellung folgt einem vorgegebenen Fragebogen, Fragen sind durch Ankreuzen, in Stichworten oder mit einem einzelnen Satz zu beantworten, die freie Selbstdarstellung beschränkt sich auf drei Zeilen: »Was mir wichtig ist«. Der Widerspruch zwischen dieser Normierung und dem Anspruch auf Anbahnung einer intimen Beziehung ist offensichtlich. Dennoch registrieren die Börsen eine schnell wachsende Zahl von registrierten Nutzerinnen und Nutzern.

Allein der Name einer in Deutschland sehr populären Plattform, »neu.de«, passt im übrigen gut in den Rahmen der vorangegangenen Überlegungen, wonach der Bereich des Intimen und der Intimbeziehung einem permanenten Reflexionszwang unterliegt. Denn »neu.de« klingt nicht nur nach Partnersuche von Singles, sondern es klingt danach, ob man nicht den alten gegen einen neuen Partner tauschen will, überprüfen, was es noch so auf dem Markt der Möglichkeiten gibt und ob sich nicht etwas besseres finden lässt (vgl. auch Illouz 2003).

Was mit Hilfe dieser Börsen tatsächlich geschieht, also wie und was genau die Nutzerinnen und Nutzer solcher Plattformen miteinander kommunizieren, ob die Kommunikation tatsächlich den virtuellen Rahmen verlässt oder ob sie Selbstzweck bleibt, wäre interessant genauer zu untersuchen. Es gibt Anzeichen dafür, dass neben dem erklärten Ziel, einen Partner in der Realität zu finden, nicht selten andere Formen von Kommunikation und virtueller Beziehung daraus hervorgehen, die keine Entsprechung außerhalb der virtuellen Sphäre haben.

(2) Internetangebote, die sich unter dem Begriff »soziale Netzwerke« oder »virtuelle Gemeinschaften« zusammenfassen lassen (populär ist beispielsweise myspace.com), funktionieren grundsätzlich nicht unähnlich zu Kontaktbörsen. Nutzerinnen und Nutzer erstellen ein Profil, wobei sie aber erheblich freier in der Gestaltung und den Inhalten sind als bei den vorgefertigten Fragebogen der Kontaktbörsen. Beliebiges Bildmaterial, Filme und Musik können in das eigene Profil einfließen. Ziel ist auch nicht der Kontakt außerhalb der Netzwerk-Plattform, sondern das Sammeln einer möglichst großen Zahl virtueller Freundschaften, wofür natürlich eine möglichst ansprechende eigene Präsentation die Voraussetzung ist. Die Nutzerinnen und Nutzer können andere Profile kommentieren und sich gegenseitig zu Freunden erklären, wenn ihnen das jeweils andere Profil gefällt. Dann werden entsprechende Verlinkungen zwischen Profilen angezeigt. So entstehen

Profile Hunderten oder gar Tausenden an virtuellen Freundschaften, wodurch sich ein Netzwerk von Beziehungen zwischen den Profilen herstellt, das für jede Nutzerin und jeden Nutzer nachvollziehbar ist, so dass man sich entlang dieser Vernetzung durch die virtuelle soziale Welt bewegen kann.

Während kommerzielle Anbieter, welche die Plattform beispielsweise zur Vermarktung von Musik nutzen, ein klares Ziel verfolgen, ist bei den privaten Profilen im allgemeinen kein klares Ziel zu erkennen. Kontakt, Präsenz und Kommunikation sind offenbar ein wichtiger Selbstzweck. Auffällig ist aber, dass in die Form ihrer Selbstinszenierung in Bildern und Texten teilweise erstaunlich persönliche, also intime Aspekte eingehen und damit einer weltweiten Öffentlichkeit dargestellt werden. Anders als in realen sozialen Netzwerken, in denen sich im alltäglichen Leben die Bekanntschaften und Kontakte in Kreisen von abnehmender Intimität und zunehmender Anonymität um ein Individuum lagern, sind die virtuellen sozialen Netzwerke gerade dadurch gekennzeichnet, dass von der hochindividuellen und teils intimen Selbstdarstellung unmittelbar Brücken zu beliebigen anderen (intimen) Selbstdarstellungen geschlagen werden. Die im realen Leben wirksamen Abstufungen von Nähe und Distanzierung sind im virtuellen sozialen Raum ohne Bedeutung. Selbst wenn eine Nutzerin oder ein Nutzer zahlreiche Bekanntschaften auf sich zieht, handelt es sich letztlich doch immer nur um 1:1-Beziehungen zwischen zwei Personen (bzw. Profilen). Eine Gruppe oder verschiedene Formen der geteilten Öffentlichkeit und gemeinsamen Präsenz entstehen nicht.

(3) Eine dritte Kategorie bilden Online-Rollenspiele. In Form von rein textbasierten MUDs (Multi User Dungeons bzw. Multi User Domains) existieren sie ebenso wie die textbasierten Chats und Newsgroups schon seit den 1980er Jahren. Eine neue Qualität haben sie aber durch die Möglichkeit zur visuellen und multimedialen Animation von Avataren erhalten. Anders als in verschiedenen Formen von Online-Spielen mit mehreren Benutzern (Massively Multiplayer Online Games, MMOGs) geht es nicht darum, ein vorab definiertes Spielziel zu erreichen, sondern um die multimediale Ausgestaltung eines virtuellen Selbst. Alle Aspekte alltäglicher Lebensführung und Interaktion können in solche Rollenspiele übernommen werden. Anders als bei den Profilen in virtuellen sozialen Netzwerken ist hier aber der Gedanke, mit dem Profil Eigenschaften von Personen aus der realen Welt abzubilden (auch wenn die faktische Übereinstimmung nicht nachprüfbar ist) ganz aufgegeben. Es geht um die Schaffung einer Parallelwelt, einer zweiten Persönlichkeit.

Auch auf diesen Plattformen spielen Aspekte der Intimität: die Inszenierung des virtuellen Körpers, die Interaktion mit Anderen, eine wichtige Rolle. Der Unterschied zum realen Leben ist, dass den Möglichkeiten der Selbstverwirklichung sehr viel weniger Grenzen gesetzt sind: nicht nur die Tätigkeit, die Lebensumstände und der Habitus, sondern auch körperliches Aussehen, Alter, Geschlecht und sexuelle Präferenz lassen sich beliebig wählen und verändern.

Neben der Faszination für die technischen Möglichkeiten und dem Spielaspekt dürfte der Aspekt der virtuellen Selbstverwirklichung eine zentrale Rolle spielen. Hieraus ergeben sich zahlreiche interessante Fragen, etwa zur Konvertierbarkeit von virtuell erprobten Handlungsmustern und virtuell entwickelten Persönlichkeitsmerkmalen in den realen eigenen Habitus.

Intimität und Sozialität

Mit der Skizzierung von Wandlungsprozessen im Verhältnis von Intimität und Öffentlichkeit, von medialer Inszenierung und von neuen Formen der Sozialität ging es mir darum, Fragen zum Wechselverhältnis von Intimität, Selbstbild und sozialer Bindung zu formulieren. Abschließend möchte ich meine Überlegungen hierzu in einigen Thesen zusammenfassen.

(1) Intimität ist Folge und Teil des Individualisierungsprozesses: Das individualisierte Selbst muss seine Besonderheit in einer intimen Sphäre pflegen. Die größeren Distanz zu Anderen geht mit einer stärkeren Bezogenheit auf das eigene Innere und einem ständigen Zwang zur Selbstreflexion einher, der die Individualisierung weiter vorantreibt.

(2) Durch Individualisierung treten die Individuen aus ihren gemeinschaftlichen Bindungen heraus. An die Stelle von Vergemeinschaftung tritt Vergesellschaftung als anonymisierte Beziehungsform. Dafür gehen die individualisierten Subjekte nun einen neues Typus intimer Bindung ein. In hoch individualisierten Gesellschaften bildet die Intimbeziehung (die emphatische Liebessemantik) den Gegenpol zur Besonderung des Einzelnen, der sich keinem sozialen Kreis und keiner Gruppe mehr vollständig zugehörig fühlt.

(3) Die Erwartungen an die Intimbeziehung bedingten zugleich ihre Konfliktthaftigkeit und Brüchigkeit. Je stärker die Intimbeziehung im Laufe der fortschreitenden Individualisierung mit Erwartungen und Projektionen aufgeladen wird, desto weniger besteht die Chance, dass ein konkretes Gegenüber den Projektionen und Erwartungen langfristig entspricht. Wechselnde Beziehungen und Singlegesellschaft sind, anders als die Ideologie der Intimbeziehung wahrhaben will, in der Semantik der Intimität immer schon angelegt.

(4) Die mediale Inszenierung von Intimität stellt keinen Bruch mit dem Intimen von Intimität dar. Sondern der beschleunigte öffentliche Diskurs dreht die Schraube nur um eine Drehung weiter. Der beschriebene Reflexions- und Geständniszwang im Bereich des Intimen wird durch die mediale Spiegelung beschleunigt, aber seine Triebkräfte liegen in der Konstitution des modernen Subjekts.

(5) Die technischen Medien treiben durch die öffentliche Sichtbarmachung nicht nur die Reflexion des Intimen voran, sondern sie schaffen auch neue Modi der Selbstverwirklichung, des Inszenierens und Ausagierens von Intimität, indem sie die Inszenierung des Selbst inklusive seiner intimen Seiten vom Zwang zur Authentizität entkoppeln.

(6) Aber nicht nur im Verhältnis von Intimität und Selbstbild, sondern auch im Verhältnis von Intimität und Sozialität zeichnen sich neue Formen sozialer Beziehungen ab, in denen jenseits von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, also der Beschlagnahme und Einbindung der gesamten Persönlichkeit einerseits und unpersönlicher Funktionsbeziehungen andererseits, Vernetzungen von Subjekten entstehen, die Intimität mit Sozialität, eine um die Person herum gebaute Inszenierung mit weitgespannten sozialen Beziehungen verbinden.

Literatur

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990), *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a.M.

Bolz, Norbert (2002), *Das konsumistische Manifest*, München.

Elias, Norbert (1976/1936), *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Frankfurt a.M.

Fischer-Lichte, Erika/Pflug, Isabel (Hg.) (2000), *Inszenierung von Authentizität*, Tübingen/Basel (= Theatralität 1).

Foucault, Michel (1977/1976), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt a.M.

Giddens, Anthony (1993/1992), *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt a.M.

Greiner, Ulrich (2000), »Versuch über die Intimität. Von Ballermann bis zu ›Big Brother‹, vom Internet bis zur Talkshow: Der neue Exhibitionismus grassiert«, *Die Zeit*, Nr. 18.

Hondrich, Karl Otto (2004), *Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft*, Frankfurt a.M.

Illouz, Eva (2003/1997), *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt a.M. (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie 4).

Knieper, Thomas/Müller, Marion G. (Hg.) (2003), *Authentizität und Inszenierung von Bilderwelten*, Köln.

Luhmann, Niklas (1982), *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.

Marcuse, Herbert (1965/1955), *Triebstruktur und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.

O'Reilly, Tim (2005), »What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software«, in: http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.html (20. März 2007).

Riesman, David/Reuel, Denney/Glazer, Nathan (1958/1950), *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Nationalcharakters. Mit einer Einführung von Helmut Schelsky*, Reinbek.

Sennett, Richard (1982/1974), *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt a.M.

Spiegel (2006), »Ich im Internet. Wie sich die Menschheit online entblößt« (Titelgeschichte), *Der Spiegel*, Nr. 29.

Türcke, Christoph (2002), *Erregte Gesellschaft. Philosophie der Sensationen*, München.

Willems, Herbert (2001), »Medientheatralität«, in: Fischer-Lichte, Erika (Hg.), *Wahrnehmung und Medialität*, Tübingen/Basel, S. 385–402 (= Theatralität 3).